

**Zeitschrift:** Das Orchester : schweizerische Monatsschrift zur Förderung der Orchester- und Hausmusik = L'orchestre : revue suisse mensuelle pour l'orchestre et la musique de chambre

**Band:** 2 (1935)

**Heft:** 9

**Artikel:** Radio und Ohr

**Autor:** Hilber, J.B.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-955102>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 13.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Radio und Ohr.

Von J. B. Hilber-Luzern.

Jedermann weiß es: Der Radioapparat ist heute zu einem selbstverständlichen Wohnungs-Ausstattungsstück geworden, fast ebenso notwendig wie Zentralheizung, Lift und Bad. Er ist das Dauerparfum der Wohnungsluft, der unverflegliche Musikschrank, der unermüdliche Schwätzer, da ja niemand mehr die Stille erträgt. Es gibt Leute, die lassen den Radioapparat laufen von Morgens bis Abends, ununterbrochen, ob sie unterdessen in der Küche Geschirr spülen oder im Keller Wäsche einlegen. Von seiner Unentbehrlichkeit sind sie ebenso überzeugt wie von seiner Unverfleglichkeit. Ein Knabe sagte mir sogar neulich mit Inbrunst: „I wött, mer hettid e so-nen Geldchasse wie üse Radio; dänn wör de ganz Tag Geld ufelaufe wie bim andere Musig!“ — Das fehlte noch, dachte ich mir, daß nun zur Radiofeuche noch eine Geldfeuche käme! Obwohl sicher manchem heute das Geldgeklimper lieblicher in seine Krise hineintönte als die schönste Musik. — Nun, es ist ja wohl so, daß auch die Radiobäume nicht in den Himmel wachsen. Es sei daher einmal von einer anderen Gefahr die Rede, welche das Radio mit sich bringt. Und das ist die Art seiner Reproduktion, vielmehr seiner Tonqualität; wohlverstanden nicht die technische Seite des Radio, sondern seine akustische, eben sein Ton. Wer Ohren hat, dem fällt auf, daß trotz unablässiger Verbesserungsversuche und tatsächlich auch erreichter Trennschärfe (Selektivität) alle Stimmen im Radio, gesprochene, gespielte und gesungene, eine Art gemeinsames Parfum an sich haben, es klingt alles „molliger“ als in Wirklichkeit, Sprache und Musik sind wie in eine Art „wohllüstiger Sauce“ gebettet. (Man verzeihe den merkwürdigen Ausdruck, der eben nur das nicht genau zu Definierende am Radioton ausdrücken will.) Man höre einmal Radiorednern zu; bei aller Verschiedenheit ihrer Stimmen haben sie alle etwas „angenehm Breiiges“, zumal in der deutschen Sprache. Italienisch, zum Teil auch Französisch klingt etwas heller, natürlicher. Besonders aber fällt am Orchesterton die oben erwähnte „Saucigkeit“ auf. Gewiß, man kann nicht sagen, daß es schlecht klingt; im Gegenteil, diese süße Creme, diese akustische Mayonnaise hat etwas angenehm Sinnliches an sich, von dem auch schwächere Orchester profitieren. Aber — hier ist der springende Punkt! — diese Wirkung ist mit nicht zu unterschätzenden Gefahren erkauft: Das Ohr gewöhnt sich mit der Zeit an diese „gleichgeschaltete Tonqualität“, an dieses weichgepolsterte, parfümierte Musizieren; man kann sich, man mag sich kaum mehr etwas anderes vorstellen als diesen dicklich fließenden, angenehmen Tonfirup, und findet am herberen, kühleren Orchesterklang der Wirklichkeit nicht mehr den früheren Gefallen. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß gerade Dilettantenorchester, wenn sie sich im Radio hören, zu einem falschen Urteil über sich selber kommen. Diese Trübung des Urteils liegt im Wesen der oben geschilderten Nivellierung der Tonqualität im Radio, welche die Leistungen irgendwie besser, den Berufsorchestern ähnlich erscheinen läßt, als sie in Wirklichkeit sind. Ich weiß allerdings nicht, ob diese Erfahrung auch schon in weiteren Kreisen gemacht wurde; meine persönliche ist

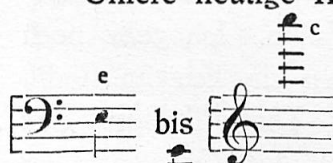
sie jedenfalls. Nun könnte man ja sagen, daß das an und für sich nichts Schlimmes ist; geschehe nichts Böseres, als daß auch unvollkommenere Klänge im Radio „veredelt“ werden! Aber das Fatale ist, daß nach meiner Ansicht die Urteilsfähigkeit in Gefahr ist, mit der Zeit verwischt zu werden. Der einlullende Radioton ist wie ein „Luftgas“, das durch alle Ritzen unseres Musiklebens dringt, unsere Vorstellungen umnebelt und die Konturen der wachen Wirklichkeit verwischt. Sogar der entnervende Gedanke könnte sich mit der Zeit einschleichen: Im Radio klingt's so erregend schön, wie wir's mit unsern beschränkten Mitteln ja doch nie erreichen; wofür also die Anstrengung, wo man nur auf den Knopf zu drücken braucht, um Besseres zu haben. Das aber ist unmittelbare Gefahr. Schon früher einmal, im Artikel „Radio als Kulturfragwürdigkeit“, haben wir auf diesen Punkt hingewiesen. (1. Jahrgang, Nr. 4/5.) Dort wurde die Gefahr des gedankenlosen Radiogebrauches deutlich gekennzeichnet. Sie wird in vorliegenden Zeilen um einen Punkt erweitert, der uns großer Beachtung wert erscheint. Wir wollen nicht „miesmachen und meckern“, wollen nicht die unleugbare Bedeutung einer epochemachenden Erfindung in Mißkredit bringen, möchten nicht in den Verdacht kommen, wir hätten kein Verständnis für die Kulturmission des Radio, das gute Musik auch dem entlegensten Hörer erreichbar macht. Da aber alles auf der Welt seine zwei Seiten hat, so darf bei unvoreingenommener Betrachtung einer Sache auch die „Rückseite der Medaille“ nicht unberücksichtigt bleiben. Ist doch sowieso beim Radio die Gefahr groß genug, daß es der öffentlichen wie der Hausmusik mehr und mehr Terrain abgrabe. Darum verweisen wir auf Gefahren, die der gedankenlose Gebrauch des Radio unweigerlich mit sich bringt. Diese Gefahren erkennen, heißt ihnen begegnen. Man höre Radio, freue sich über die grandiose Tat des Menschengewisses, der die Klänge der Erde in die einsamste Stube beschwören kann. Aber man sei nicht Sklave dieser Macht. Man vergesse dabei nie, daß die originale Schönheit der menschlichen Stimme und des Instrumentes hoch über der reproduktiven Vervielfältigung steht, und daß jede noch so einfache Selbstbetätigung im häuslichen oder öffentlichen Musizieren mehr Wert und Lohn enthält, als das läßige Einschalten eines noch so wunderbar infallierten Knopfes.

## Die Klarinette


Von A. Piguet du Fay

(Fortsetzung)

Unsere heutige Klarinette hat einen Umfang von fast vier Oktaven, vom



mit allen chromatischen Intervallen. Die höchsten Töne

vom  an, sprechen ziemlich schwer an und werden daher, wie auch infolge ihres scharfen Klanges wenig verwendet. Als Kuriosum mag erwähnt